

Bernt von Heiseler
GEORG BRITTING

DIE FURCHE , Evangelische Monatsschrift für das
geistige Leben der Gegenwart, XXXIII. Jahrgang.

Hrsg. Hanns Lilje Berlin 1937

Brittings „Roman eines dicken Mannes, der Hamlet hieß“, diese seltsame und ganz selbständige Neuschöpfung aus shakespearischem Bereich, ist hier vor einige Zeit schon betrachtet worden. Im folgenden soll eine Übersicht über sein Gesamtwerk versucht werden.

Er hat wenig veröffentlicht. Es gibt von ihm außer dem Hamletroman zwei frühe Novellenbände, aus denen einiges in die neuere Sammlung „Das treue Ehe-
weib“ wieder aufgenommen wurde, es gibt eine Komödie „Das Storchennest“ und das meisterhafte Büchlein von der „Kleinen Welt am Strom“, darin Vers und Prosa einander mit reifer Kunst einander ergänzen und ablösen. Das kürzlich erschienene Gedichtbuch „Der irdische Tag“ ist nur die Erweiterung eines schon 1930 publizierten lyrischen Bandes. Mit diesen paar Titeln ist alles aufgezählt, und es ist fast wunderbar, wie von einem so schmalen Werk ein so mächtiger Eindruck von Reichtum und Schaffensfülle ausgehen kann. Das Geheimnis liegt wohl darin, daß hier eine geduldige Formkraft jedesmal auf knappen Seiten eine Welt von Erlebnis zusammendrängt, daß jedes Bereden der Ereignisse, jede Ausbreitung von Gesinnungen fehlt. Weil aber gerade die Gesinnung heutzutage gewöhnlich den

Erfolg der Poeten macht, wird Britting es kaum zu einer zahlreichen Leserschaft bringen, er hat etwas erschreckend Unverbindliches und Unbedingtes. Niemals erhebt er seine Stimme, um uns die tröstende Gewißheit der ewigen Ordnungen wieder zu bestätigen, ja nicht einmal, um sie anzuzweifeln. Wenn wir ihn nach den Rätseln der Welt befragen, würde er zwar wohl eine Antwort wissen, wahrscheinlich auch mehrere Antworten merkwürdiger Art, aber er würde sie nicht aussprechen, sondern statt dessen eine Geschichte erzählen, nichts als diese Geschichte, würde genau zu sagen wissen, wie ein Stück Weg aussieht oder ein Haus, wie ein Mann eine Axt in der Hand hält oder wie ein Waldhorn klingt oder wie zwei Pferde kämpfen, und wer ihn recht zu hören versteht, würde dann auch gar keine weitere Antwort mehr brauchen. Nun ist das freilich die Art aller echter Künstler; aber doch ist meines Wissens ein so ganz verschwiegener Bildner wie Britting noch kaum dagewesen...es sei denn in den Sagas alter nördlicher Völker, wo auch die Tatsachen so still-gewaltig nebeneinander gesetzt sind. Man könnte wirklich behaupten, Britting habe mit bewußter Kunst wieder erreicht, was einst die Macht einer unbewußten Volksdichtung war.

Das schließt jedoch nicht aus, daß das rechte Lesen seiner Bücher schwer ist; das Volkhaltige ist ja nicht das Alltägliche, was für jedermanns Begreifen auf der Straße liegt. Ich persönlich habe den Umgang mit Brittings Gedichten am schwierigsten gefunden, habe sogar Einwände gegen diese Lyrik, die manchmal für mein Gefühl das Stoffliche übertreibt – nicht eine Mattheit, wie bei anderen Gedichtmachern, sondern eher eine zu große Le-

bensdichte schadet seinen Versen, die Strophen erfüllen sich so damit, daß es zu keiner Musik kommt. Wenn sich's aber – und das ist nicht selten – von allen Seiten glücklich zusammenschließt, dann halten wir ein Ganzes von zauberhafter Wirkung in Händen, das man fast zögernd beschaut wie ein magisches Zeichen, vor dem irgendein Sesam sich öffnen wird.

Brittings Kunst war in ihren Anfängen nicht frei von Manier, aber sie nährte sich aus der unerschöpflichen Substanz seines Wesens, und wenn andere von dichterischer Verheißung zu literarischer Konvention abgleiten, ist er vom Gewaltamen zum Großen, vom Gewollten zum Seienden gelangt. Seine neue Novellen sind seine schönsten. Er wird niemals in Gleichnissen reden, keinen Vers oder Satz wird er in lehrhafter Absicht schreiben; doch die Natur seines Schaffens bringt es mit sich, daß seine Geschichten, wortarm wie sie sind, von selbst eine Gleichnismacht über uns gewinnen. Eine seiner letzten Sachen erzählt von einer Gemeinschaft junger Leute, Mädchen und Buben, in den Kriegsjahren. Einer nach dem andern von den Buben wächst dem kriegsfähigen Alter zu und muß an die Front, und, „der Goldschmiedlehrling, der so schön zeichnen konnte, war der erste, von dem wir erfuhren, daß er nie mehr zu uns zurückkehren würde, nie mehr“. Die Kinder bringen zum Gedächtnis des Gefallenen einen Kranz zu dem Weiher, an den ihre gemeinsamen Spiele und Wanderungen oft geführt hatten. Sie bauen ein Floß, die Kinder, und befestigen ihren Kranz darauf, schieben das Floß auf die Mitte des Weihers hinaus. Am Karsamstag wandern sie wieder, um den alten Kranz durch einen frischen zu er-

setzen. „Aber als wir am Weiher standen, am Goldschmiedlehrlingsweiher, wie wir ihn schon nannten, da konnte es nicht sein, daß wir den Kranztausch vollzogen, denn der Weiher war zugefroren und im graugrünen Eis saß das Floß fest, und die Stricke, die es hielten, waren wie aus Glas und liefen wie Schlangen hinaus in die Weihermitte, und der Kranz auf dem Floß leuchtete blau und himmlisch und gänzlich unverwelkt, als sei er eben erst gewunden und gebunden worden.“ Es geschieht sonst gar nicht mehr viel, die Kinder stellen sich im Kreis um den Weiher auf und singen, dann schwingen sich aus dem kranzgeschmückten Floß ein paar Vögel auf und fliegen fort – aber mit diesem Nichts an Begebnissen ist ein Ewiges ausgesagt: die Gewißheit der Liebe, in der das Gestorbene fortlebt; es bedarf danach keiner Worte mehr, um es uns zu beweisen.